

¹ Der Bauchredner und sein Brüderchen Kopernik

Niemand wusste, warum der Dadajsee in Warmia unersättlich war und immerfort neue Opfer forderte. Auch nicht Kuba Dernicki, der Mann mit zwei Bauchnabeln, der Mitte vierzig war. Die Menschen ertranken einfach, und ihre Seelen klopfen des Nachts an die Fenster und Türen der Häuser und Kuhställe von Wilimj, weil sie den Weg ins Jenseits nicht finden konnten. Ihre Seelen irrten im Dorf umher, bliesen auf dem Kamm lustige Lieder, und die Männer erschrakten und wurden wach und wollten tanzen und Wodka trinken gehen, um die bösen Träume von Messerstechern und aufgeschlitzten jungen Frauen abzuwehren. Hunde verließen ihre dunklen Hütten und Buden, sprinteten auf die im nächtlichen Herbsttau flackernden Wiesen und winselten. Sie heulten den Vollmond an, als wären sie von ihren Herren vom Hof verjagt worden. Und waren die Winter hartnäckig, das Eis auf dem See hart wie Stein und die Temperaturen auf minus siebenundzwanzig Grad gesunken, bissen die Hundemütter ihre Nachkommen tot, um zu überleben und um einer neuen Brut eine Chance zu geben. Die Frauen der Fischer drehten sich im Bett auf die andere Seite und schluchzten im Schlaf vor sich hin: »Schon wieder ein Ertrunkener! *Kurwa*, was für eine Welt! Was für eine Welt!«

Im ganzen Dorf hatte es sich blitzartig herumgesprochen, dass am Donnerstag Kuba Dernicki zu Besuch kommen würde, Tante Alas alter Neffe. Wilimj lag am nordwestlichen Ufer des Dadajsees: Hier wurde Kuba 1960 gezeugt und geboren und hier hatte er bis zum Abitur gelebt. Tante Ala, die Schwester seiner Mutter, war jetzt sechsundsechzig und in dieser Gegend selbst der letzten Gans bekannt. Und dreihun-

dert Dorfbewohner sprachen von nichts anderem mehr als von dem Besuch ihres Neffen. Fischer und Arbeitslose, Säuer und Taugenichtse, Kinder und Bauern, welche die Gänse fütterten und die Touristen mit frisch gelegten Eiern und kaltem Bier versorgten, wurden von dieser Nachricht in höchste Aufregung versetzt. Aber nur wenige wussten zu sagen, wer Kuba Dernicki war. Tante Alas Liebhaber, der Hilfsarbeiter Wojtek, der greise Pfarrer Kazimierz und vielleicht das eine oder andere alte Weib, Großmütter, die den ganzen Tag auf der Bank im Vorgarten saßen, beteten, schwatzten und klagten, wussten natürlich, um wen es sich bei dem hohen Besuch aus dem Ausland handelte; einige kannten Kuba seit seiner Kindheit. Vielleicht wussten noch die Augustäpfel und die Aale und der Dadajhimmel, wer Kuba Dernicki war. Vielleicht, vielleicht. »Was für eine Welt!«, schrien die alten Weiber und Männer, die zum Frühstück den Wildblütenhonig von der letzten Frühlingsernte auf ihre Brote schmierten. Ihre Zungen klebten süß am Gaumen, ihre verbliebenen Zähne, die mit Drähten zusammengehalten wurden, taten ihnen seit Jahren weh, aber sie sprachen nur noch von einem: »Kuba Dernicki kommt nach Wilimy, morgen Abend! Oder am Freitag, wenn in unserem Hotel *Justyna Star* die Hochzeit der Tochter des sechzigjährigen Bürgermeisters von Biskupiec gefeiert wird, spätestens zu dieser prächtigen Feier dürfen wir ihn erwarten!«

Gerade vor zwei Wochen hatte es in Wilimy schon etwas Unfassbares gegeben. Folgendes war geschehen: Die Direktorin des Hotels *Justyna Star* hatte die Dorfbewohner zu einem öffentlichen Begräbnis eingeladen. Viele, wohl von ihrer Neugier getrieben, folgten dieser unerwarteten, von Pfarrer Kazimierz auf einer seiner Sonntagsmessen im Garten ausgesprochenen Einladung. Doch niemand wusste, wen ihre *Pani Justyna* da so pompös, mit vier Trauerkränzen, groß wie Ret-

tungsringe, auf dem kleinen, noch von den Ostpreußen angelegten Friedhof zu beerdigen beabsichtigte. Kazimierz hielt eine lange Rede über eine verlorene, der verehrten Direktorin teure Seele. Ob sie männlich oder weiblich war, jung oder alt, konnte niemand so recht aus dieser Lobeshymne und ihr darauf folgenden Gebeten heraus hören. Nicht einmal auf der Totenfeier im Hotel *Justyna Star*, zu der einige ausgewählte Gäste kamen – die Prominenten von Wilimy, der Dorfvorsteher, die Küchen- und Putzkräfte des Hotels, die Fischer und der Pfarrer Kazimierz –, erhielt man von der Direktorin irgendwelche Auskünfte über den unbekannten Toten. Man fragte sich, warum nicht wenigstens die engste Verwandtschaft und die engsten Freunde von *Pani Justyna Star* angereist waren – aus fernen Städten und Ländern. Fremde aus benachbarten Dörfern pilgerten nun seit Tagen zu dem Grab des unbekannten Toten, weil sie sich selbst davon überzeugen wollten, dass, wie ihnen berichtet wurde, in seinem Grabstein nur ein Kreuz gemeißelt sei. Sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und murmelten: »Das ist Gotteslästerung! Was diese Neureichen sich heutzutage alles erlauben dürfen! *To wola o pomsty do nieba!* Lasst uns den Himmel um Rache anflehen!«

Im Moment aber schien der Besuch aus dem Ausland wichtiger zu werden als die Beerdigung und das Grab des unbekannten Toten. Man fragte sich: Wer ist dieser Ausländer, der sogar einmal unter uns gelebt haben soll?

Als Kuba Dernicki ein Kind war, hörte er immer wieder, in den Gewässern des Dadajsees würden Jahr für Jahr mehr Menschen ertrinken als in allen anderen Seen der Woiodschaf Warmia und Masuren. Die Opfer waren vor allem Kinder und Jugendliche, aber auch betrunkene Soldaten und Hochzeitsgäste, Touristen, Trammer und Obdachlose, die es an die-

sen Ort verschlagen hatte. Doch selbst die hiesigen Fischer oder Wilderer mussten sich in Acht nehmen, denn es war schon vorgekommen, dass ein Fischerboot zusammen mit fünf Mann auf Nimmerwiedersichen verschwand, und niemand konnte erklären, wohin: Von den Männern und ihrem Boot hatte jede Spur gefehlt. Der Hunger, der Durst, die Gier nach Blut, nach frisch gemolkener Kuhmilch, nach Wodka und Tanz, die Gier der Frauen und Männer nach Sex, all die Gier des Dadajeses und seiner Ufer und Inseln kochten in den Bäuchen der Einheimischen und Touristen, die sich Sommer für Sommer trafen und an einem Tisch zusammen speisten, tranken und zankten.

1967, als Kuba sieben Jahre alt wurde, verlor Tante Ala auf ihrer eigenen Hochzeit in Wilimiy das linke Auge. Es war im Spätsommer gewesen, kurz vor der Heidekrauternte. Kubas Vater Adelbert Dernicki arbeitete, wie alle ehemaligen Ostpreußen, die es nach dem Zweiten Weltkrieg nicht geschafft oder für nötig gehalten hatten, nach Deutschland auszuwandern, in der Fischerei von Najdymowo, einem Dorf am gegenüberliegenden Ufer des Dadajeses. Er hatte im Wodkarauschnitt nur seine Frau, sondern auch den Bräutigam erstochen, weil er dachte, dass die beiden sich seit langem heimlich getroffen und auf der Hochzeit – obendrein – in einer dunklen Kammer gevögelt hätten. Ala hatte sich anschließend mit einer Gabel in der Hand auf ihren Schwager gestürzt, aus Wut, Hilflosigkeit und Verzweiflung, und hatte versucht, ihm die Gabel in den Nacken zu rammen. Kubas Vater wehrte sich und verletzte Ala mit dem Messer am linken Auge. Sie hätten einander bestimmt umgebracht, wenn Adelberts Cousins nicht dazwischengegangen wären. Sie befreiten Tante Ala und schubsten sie in die Arme ihrer Ehefrauen, überwältigten den besoffenen Messerstecher und sperrten ihn im Keller ein, wo

er die Nacht verbringen musste. Tante Ala fiel erst einmal in Ohnmacht, und nachdem sie notdürftig verarztet worden und wieder zu sich gekommen war, brachte sie kein Wort mehr heraus. Stumm und mit bandagiertem Kopf und Auge saß sie draußen auf einem Stuhl und startete einen verfaulten Augustapfel an, der im Gras direkt zu ihren Füßen lag und an dem sich Schmetterlingsraupen satt fraßen. Sie klagte nicht einmal über ihre Verletzung und ihre Schmerzen. Die Leichen der Erstochenen brachte man im Kühlhaus unter, wo normalerweise der Fisch lagerte. Der Pfarrer Kazimierz versuchte noch am selben Abend, Adelbert Dernicki die Beichte abzunehmen, gab aber nach einer Stunde verdrossen seine Bemühungen auf, weil sein Schäflein, wie er Kubas Vater nannte, ihn gänzlich ignorierte. Kazimierz setzte sich in seinen *Warszawa* und rief aus dem heruntergekurbelten Fenster den Eltern der Braut zu, er würde für die Seelen der beiden Erstochenen eine großartige Totenmesse halten, wie sie die Welt noch nie gesehen hätte. In Jesus Christus lebe jeder ewig! Auch ein Verbrecher und seine Opfer!

Die Miliz auf dem Lande war faul und von der Dringlichkeit eines Notfalls immer wieder schwer zu überzeugen, weil es meistens um belanglose Schlägereien zwischen Säufern ging, die zudem bestens bekannt waren – so auch in diesem Fall, und deshalb holten sie Adelbert Dernicki erst am frühen Morgen, als er schon ausgenüchert war, und sie waren verwundert, dass er seine eigene Frau und einen jungen, unschuldigen Mann umgebracht haben sollte, ausgerechnet seinen alten Schulfreund Bogdan. Die ganze Nacht hatte Adelbert gebrüllt, und seine Stimme glich mehr der eines tödlich verwundeten Tieres als der eines Menschen: »Was habe ich bloß getan? O Gott! Was habe ich bloß getan? O Gott!«, wimmerte er, während er in Handschellen abgeführt wurde.

Adelbert kam ins Gefängnis im nahe gelegenen Barczewo, wo er eine lebenslange Strafe absitzen sollte und wo auch der Gauleiter Ostpreußens, Erich Koch – ursprünglich zum Tode verurteilt, dann schwer erkrankt –, seine lebenslange Strafe verbüßte. Koch spuckten die Häftlinge aus ihren Zellenfenstern auf seinen mit einer Wollmütze bedeckten Kopf, wenn er den täglichen halbstündigen Spaziergang in einem kleinen Innenhof absolvierte – wer von den Häftlingen dies nicht tat, wurde als Nazi beschimpft und musste mit einem gebrochenen Finger oder ausgeschlagenen Zahn rechnen; im schlimmsten Fall wurde er zur Fellatio gezwungen.

Kubas Erziehung übernahmen Renia und Kostek Podichowie, die ermländischen Großeltern mütterlicherseits. Er blieb in Wilimy bei den Katholiken, den polnischen Fischern, und da Kubas Vater wie alle Dernicks aus Najdymowo stammte, wo vor allem Protestanten wohnten und fischten, entbrannte zwischen den beiden Familien der alte Krieg, den diese Clans seit Generationen führten. Sie zerstörten mutwillig einander ihre Stell- und Treibnetze und die Motorboote, die Männer prügelten sich in der Kneipe oder auf Festen, die Frauen bespuckten sich.

In Najdymowo, da lebten die Teufel, die bösen Deutschen, erzählte ihm einmal seine Oma, Kuba solle sich hüten, mit ihnen zu sprechen, warnte sie ihn, denn sie gingen ja nicht zur Beichte, außerdem hätten sie seine Mutter hingerichtet, und überhaupt seien sie genauso hinterhältig wie die Ukrainer und Juden, und es habe mit ihnen am Dadajsee schon immer großen Ärger gegeben. Die Nachbarn aus Najdymowo wüssten immer alles besser, sie behaupteten andauernd, sie hätten die leistungsfähigeren Traktoren, die größeren Häuser, die klügsten Schüler und die schöneren Dirnen und so weiter.

Als Kuba gerade mal zwölf Jahre alt war, brachten ihn seine Großeltern zum Arzt in Olsztyn. Er hatte einen dicken Bauch, der für seinen schmalwüchsigen Körperbau völlig untypisch war, quasi eine Beleidigung. Man wollte endlich erfahren, was diese merkwürdige Missbildung zu bedeuten hatte. War es etwa ein riesiges Geschwür? Kuba sah aus, als wäre er im sechsten Monat schwanger. Er trug unter seinem Herzen eine Kugel, die groß war wie eine Wassermelone. Aber da er nie über irgendwelche Schmerzen klagte, ließ man ihn zu Hause und in der Schule in Ruhe. Er hatte sich an seinen dicken Bauch gewöhnt und war durch diese Missbildung besonders darauf erpicht, im Sportunterricht der Beste zu sein, was ihm auch bei einigen Wettkämpfen gelang: Im 60-Meter-Sprint konnte ihn keiner schlagen, und im Weitsprung erzielte er ebenfalls herausragende Ergebnisse. Seine Spielkameraden neckten ihn andauernd, er sei in Wirklichkeit ein Mädchen oder gar ein Zwitter und habe sich vom Förster Romanowski, der Selbstmord begangen hätte und im Wald herumspuken würde, schwängern lassen. »Warum zeigst du uns nie deinen Pimmel?«, warfen ihm seine Freunde vor. Die Mädchen hingegen mieden Kuba gänzlich.

Der Arzt in Olsztyn machte ein Röntgenbild und war so erschrocken und verwundert, dass er die Röntgenaufnahme wiederholte. Erst als er Kubas Großeltern die Negative präsentierte, verstanden sie, warum der Arzt in arge Erklärungsnot geriet. Er sagte, von solch einem Fall wie diesem habe er nicht einmal gehört!, und es grenze an ein Wunder, dass der Junge bis jetzt gesund gewesen sei und über keine Beschwerden geklagt habe. In Kubas Bauch steckte sein Zwillingstbruder, ein ausgewachsener, toter Fötus, konserviert wie eine Mumie. Dem Fötus waren lange Haare und Nägel gewachsen, die Haare rankten sich um seinen Kopf, und die Augen, weit

aufgerissen, glichen zwei weißen Schneebeeren. Nach der Operation, die – abgesehen vom Andrang der Presse – ohne Schwierigkeiten verlaufen war, bekam Kuba in der Schule einen Spitznamen: *Dwupępek*, Zweibauchnabel, denn an der Stelle, wo man ihm seinen Bruder herausgenommen hatte, entstand eine Narbe, die einem Bauchnabel ähnelte – der Chirurg sei ein Metzger und solle lieber Socken stopfen, als unschuldige Bengel zu operieren, empörten sich damals die Großeltern; nichtsdestoweniger verdiente Kuba mit diesem neuen Bauch sogar Geld. Seine Kumpels durften seinen nackten Bauch nur gegen ein kleines Honorar begutachten. Später konnte er auch bei Mädchen mit seiner unglaublichen Geschichte brillieren, vor allem am Gymnasium und auch an der Universität.

Vor der Beerdigung des Fötus kam es zu einem Streit mit den Behörden: Man wollte Kubas Bruder in Formalin einlegen und zu Studienzwecken in einem Kuriositätenkabinett einer bekannten Universität ausstellen. Aber nach dem behördlichen und kirchlichen Einsatz des engagierten Pfarrers Kazimierz durfte Kuba seinen Bruder auf den Namen *Kopernik* taufen – wie es ihm Opa Kostek vorgeschlagen hatte. »Unser großer Landsmann! Und was haben wir ihm zu verdanken?«, fragte er seinen Enkel oft. »Gott hab ihn selig, den ersten Astronomen, der dem Himmel endlich ein Stück Wahrheit entrisen hat!«

1979 ging Kuba als frischgebackener Abiturient nach Gdańsk, um Informatik zu studieren. Gleich im ersten Semester verliebte er sich in die Medizinstudentin Marta. Eineinhalb Jahre später, während der Streiks an den Hochschulen, wurde er ihre rechte Hand. Sie entschied in einem Studentenkomitee zusammen mit anderen Kommilitonen, wann die Streiks zu Ende waren oder neu zu beginnen hatten – die Boten von

Wałęsa, die sie »Sklaven der Revolution« nannte und denen es aufgetragen war, den Beginn oder das Ende eines Streiks zu verkünden, konnten sich bei ihrem Studentenkomitee nie durchsetzen. Martas Spitzname, »*Wolna Europa* – Freies Europa«, wurde ihr von ihren Freunden verpasst, weil sie viele Stunden am Radio verbrachte, um den gleichnamigen Propagandasender aus München zu hören, der die Streikenden mit haarsträubenden Entlarvungen der Lügen des Sowjetstaates fütterte. Sie verpassten ihr diesen Spitznamen, weil sie die neue Gewerkschaft und Protestbewegung liebte und für jene sogar ihr eigenes Leben opfern wollte, wenn es nur der Sache diene. Und wie hatte Marta ausgesehen? Ihre Nase bevölkerten Sommersprossen, und auf dem Rücken hatte sie eine Narbe, die von einer Operation an der Hüfte herrührte und die sich immer einsam fühlte und auf Kubas Küsse geduldig wartete. War sie schön? Er sagte zu ihr oft: »... Du bist meine Karusche, und diese Fische sind Überlebenskünstler.« Im Sommer trug sie weiße Sandalen aus Plastik mit bunten Perlenschnüren – dieses unbequeme Schuhwerk, hergestellt in Polen, nicht in China, galt damals als schick, und jedes hübsche Mädchen in Martas Alter musste es haben. Martas Füße litten, sobald sie diese weißen Plastiksandalen mehr als eine halbe Stunde getragen hatte, aber ihre roten Schwielen waren schön. Sie kannte »Das Kapital« von Marx, und nicht nur ein paar berühmte Zitate daraus. Marta hatte Hunderte von Seiten gelesen und liebte den Bibliotheksgeruch der dicken Bände, des vergilbten Papiers. Sie hatte sogar Jacek Kuroń interviewt, bei ihm zu Hause. Und sie war in Rom auf einem Konzert von Peter Gabriel gewesen. Sie schenkte Kuba Polaroidfotos vom Forum Romanum, und sie wusste, wie die sieben Hügel hießen, auf denen die ewige Stadt gebaut war. Eigentlich wollte sie ihr Medizinstudium in Rom beenden, sie

jobbte als Arzthelferin und hatte keine allzu großen Geldsorgen: sie musste nicht – wie viele Polen – an der Piazza Venezia die Windschutzscheiben der Pkws putzen und um Lire beteln. Doch nachdem sie aus Fernsehen und Radio erfahren hatte, dass die Werftarbeiter in Gdansk in einen Streik getreten waren, packte sie ihren Koffer Hals über Kopf und nahm das nächste Flugzeug nach Warschau. Sie dachte tatsächlich, ihre Eltern, die in Olsztyn hohe Tiere der Partei waren, würden es befürworten, die Streikführer der aufgebrachten Arbeiter an die Wand stellen und erschießen zu lassen, um die bevorstehende Revolution schon im Keim zu ersticken. Kuba nahm mit Marta an den Streiks bis zum bitteren Ende teil, sie entführte ihn sogar einmal nach Łódź, in die wichtigste Bastion des Widerstandes und der studentischen Unabhängigkeitsbewegung. Als das Kriegsrecht in der Nacht des 13. Dezember 1981 verhängt und Kuba von der Miliz gesucht wurde, gelang es ihm, sich im Keller des Studentenheimes zu verstecken und später nach Wilimiy durchzuschlagen: Marta krümmten sie kein Haar – wegen ihrer Eltern. Ein Landmann, der Schuster Konek aus Biskupiec, der mit den Einkäufen für seine Werkstatt nach Hause fuhr, erspähte Kuba auf der Straße und nahm ihn in seinem Pkw mit zurück nach Wilimiy. Allerdings hatte Kuba auf Geheiß von Herrn Konek einen Geisteskranken mimen müssen: »Du bist mein Neffe und befindest dich bei mir in der Ausbildung!«, sagte sein Erretter – so durften sie die zahlreichen Ausweiskontrollen der Armee unverdächtig passieren, obwohl Herr Konek nur einen Passierschein vorweisen konnte. Einen Geisteskranken zu mimen, war Kuba nicht schwer gefallen – schließlich hauste in seinem Bauch immer noch die verirrte Seele seines Bruders, und wenn Kuba sie sprechen ließ, was er äußerst selten tat, hörte man entweder die heisere, stotternde Stimme eines im

Sterben liegenden Greises oder die eines kleinen aufgeweckten Jungen. Als Bauchredner hätte er im Fernsehen oder in einem Varieté-Theater auftreten können.

Kurz vor Weihnachten kam nach Wilimiy auch Marta, die eigentlich von ihren Eltern in Olsztyn erwartet wurde. Sie benachrichtigten die Miliz, ihre Tochter sei mit einem gefährlichen Gewerkschaftler durchgebrannt, sie sei mit ihm in einem Dorf des Groß-Ramsauer Forstes, des Dadajwaldes, untergetaucht – ein guter Tipp, mitten im Kriegsrecht! Die Miliz reagierte postwendend. In der Silvesternacht 1981 schickten die Verantwortlichen eine Streife, eine erprobte Spezialeinheit an den Dadajsee. Oma Renia öffnete zwei Offizieren der Staatssicherheit und zwei bellenden und Zähne fletschenden Schäferhunden die Tür: »Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Kinder! Lauf weg! Die wollen euch einbuchen!«, schrie sie über das ganze Haus. »*W imię Ojca i Syna i Duchą Świętego!*« Marta und ihr Gewerkschaftler schnapten sich ihre Jacken und Schuhe und rannten durch die Hintertür in den Obst- und Gemüsegarten. Die beiden Studenten wollten sich nach Najdymowo durchschlagen, um in der dortigen Fischerei den firmeneigenen Geländewagen *Tarpan* zu stehlen. Es war ihnen sonnenklar, dass ihre Flucht einer Verzeiungstat glich. Wohin denn hätten sie mit dem Geländewagen fahren sollen? Einen Ort, an dem sie sicher gewesen wären, gab es in ihrem Land damals nicht. Aber Marta ertrank, als sie in jener Silvesternacht mit Kuba über den zugeföhrenen Dadajsee floh. Wer würde es ihm glauben, dass diese Geschichte nichts als die Wahrheit war?

Die beiden Offiziere der Staatssicherheit gaben die Verfolgungsjagd auf und nahmen Kuba erst am nächsten Morgen gefangen. Sie taten so, als hätte der Unfall auf dem Eis nicht stattgefunden und als wären sie nicht dabei gewesen.

Martas Eltern hatten durch ihre Denunziation das Todesurteil für ihre Tochter unterschrieben – ohne es zu wissen. Dass sie im dritten Monat schwanger war, erfuhr Kuba erst nach der Autopsie. Martas Eltern unterstellten ihm, er habe ihre Tochter ermordet, und obwohl jeder wusste, was der jungen Frau zugestoßen war, gelang es ihnen, die Autopsie zu erzwingen. Für eine Anklage wegen Mordes konnten sie jedoch die Staatsanwaltschaft nicht erwärmen. Ihre Bemühungen scheiterten, und es war Kuba damals sofort klar geworden, dass sie durch diese abstruse Anschuldigung nur ihr Gewissen hatten reinwaschen wollen.

Nach Martas Tod hatte Kuba eine sechsmonatige Strafe im Internierungslager in Ilawa absitzen müssen. Im Sommer 1982 entließ man ihn in die Freiheit, und die Regierung riet dem widerspenstigen Studenten, er möge fliehen, sein Land für immer verlassen. Als ehemaliger Dissident hätte er in jedem westlichen Staat um Asyl bitten können, doch er entschied sich für den einfachsten Weg und ließ sich zunächst in Westberlin nieder, wo er sein unterbrochenes Informatikstudium fortsetzte. Schließlich war sein ostpreussischer Vater immer noch ein Bürger des Dritten Reiches, und seinem Sohn konnte ohne Probleme der grüne Aussiedlerausweis ausgestellt werden.

2 Kubas »Stairway to Heaven«

Am Donnerstag, dem 13. Juli 2006, war es dann so weit mit dem Besuch aus dem Ausland: Kuba Dernicki, der seit fünf Uhr morgens am Steuer seines C5 saß, hatte sich von seinem Wohnort W. bis zum Grenzübergang in Frankfurt an der Oder gelangweilt. Erst als er in Stubice über die Grenze nach Po-

len fuhr, begann die Schlacht mit den LKWs, die man auf den überfüllten Bundesstraßen mühsam überholen musste. Schwarze Punkte informierten auf gigantischen Warnschildern die Fahrer über die Unfallopfer. Hier zehn, dort zwei Tote. Da ein Engel, ein zehnjähriger Bub, hier eine junge hübsche Postangestellte oder ein Greis, der an seinem Fahrrad kein Licht hatte und von einem LKW erwischt wurde. Tante Ala, die Kuba in Wilimny erwartete, rief ihn unterwegs mehrmals an und warnte ihren Neffen: »Bei uns herrscht auf den Straßen gnadenloser Krieg! Pass auf dich auf!«

Es ging schon auf Mitternacht zu. Im Autoradio spielten sie jetzt einen seiner Lieblingssongs: »Stairway to Heaven« von Led Zeppelin. Das Lied ließ ihn wieder neue Kraft schöpfen – wenigstens für ein paar Minuten. Schließlich dauerte die Autofahrt schon ewig lang, und er hatte über eintausend Kilometer zurückgelegt und mehr als genug Zeit für die Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend gehabt. Von Wilimny trennten ihn jetzt noch etwa dreißig Kilometer. Seine Augen juckten und brannten – er musste sich zwingen, wach zu bleiben. Er hatte vier Stunden in Staus eingeübt, da man überall in seinem Land Straßen ausbesserte oder neu baute. Er dachte nur, in dieser heißen Julinacht: Wenn ich ankomme, trinke ich auf der Bank vor Tante Alas Haus ein kaltes Bier, den Dadajsee im Tal zu meinen Füßen, und rede mit Ala über alte Zeiten. In der Dunkelheit würde der Scheinwerfer eines Fischerbootes leuchten und der Dieselmotor dröhnen, und er könnte vielleicht alles, was gewesen war, für einen Augenblick vergessen, zusammen mit Tante Ala, als hätte er Wilimny nie verlassen.

Draußen war es schwül, er schaltete die Klimaanlage abwechselnd ein und aus, rauchte Zigaretten und trank Limonade – er nahm wieder einen Schluck aus einer 0,33-Flasche, aus der fast die ganze Kohlensäure entschwunden war. Er

fühlte auf der Zunge den Geschmack der Limonade, die er als jugendlicher am Badestrandkiosk gekauft und die *Fru-Cola* heißen hatte. Man sagte aber meistens nicht *Fru*, sondern spottend *Trup*: Leichen-Cola auf Deutsch. Ein seltsamer Name – die polnischen Kommunisten hatten scheinbar nicht gewusst, was sie da taten, als sie ihren Erfrischungsgetränken gutgemeinte Produktnamen gaben: Florida, Polo-Cocta *et cetera*.

Er stellte das Autoradio lauter. Auf einem regionalen Sender aus Olsztyn hörte er einen kurzen Bericht, dass der Dadajsee schon wieder neue Opfer gefordert hätte.

Der Junge, der heute Mittag ertrunken war, war erst siebzehn. Er kam aus Warschau und segelte seit einer Woche mit seinen Freunden auf einer *Omega*, der klassischen, sehr beliebten Schwertacht mit zwei Segeln. Er sprang ins Wasser und tauchte nicht mehr auf – die Sonne stand im Zenit, der Himmel war wolkenlos, der Wind viel zu schwach, als dass die elegante *Omega* ihre gewöhnlich hohe Geschwindigkeit hätte erreichen können. Der Warschauer habe keinen Alkohol getrunken, berichtete der Radioreporter. Der Junge sei mit seinen Freunden von Insel zu Insel gesegelt, und an einer tiefen Stelle, wo es eine starke, kalte Unterwasserströmung gebe, sei er ohne Ankündigung in den See gesprungen. Sein Herz habe versagt, sagte der Radioreporter. Die Leiche wurde in zwanzig Meter Tiefe gefunden. Sie trieb direkt über dem Seegrund, dort, wo sich die Aale am wohlsten fühlten. Das frische Menschenfleisch hatten sie noch nicht angerührt, die Aasfresser, die die Seen von Umrat und Kadavern reinigten.

Zwei Tage zuvor sei ein neunzehnjähriger Exgymnasiast aus Olsztyn ertrunken, der gerade im Mai das Abitur bestanden habe, hieß es in dem Bericht weiter. Er hatte mit seinen ehemaligen Klassenkameraden in Wilimny gezelet. An jenem

Abend, an dem das Unglück geschah, saß er mit ihnen am Lagerfeuer, spielte Gitarre, sang englische Rocksongs und kippte eine 0,5-Dose *Warka* nach der anderen hinunter. Als der Neunzehnjährige zu seinem Zelt ging, um sich einen Pullover zu holen, sah er, dass sein Mädchen in den Armen eines Freundes lag. Er schwieg, zog sich aus und ging baden, weil sein Kopf ganz heiß geworden war. Und auch sein Herz. Er wollte sich nur abkühlen. Er kam nicht mehr zurück.

Ein sechsjähriges Mädchen würde Kuba nie vergessen – sein blaues Gesicht, das zu lächeln schien, die gläsernen Augen, den Fliegenschwamm über dem Kopf, den dunkelblauen Badeanzug, das weiße Badehandtuch, mit dem der Rettungsschwimmer die Leiche zugedeckt hatte. Das Mädchen lag am Strand, und vor ihm knieten die Eltern, allen Verstandes beraubt: »Dadaj! Gib uns unser Baby zurück!« Kuba war damals ein kleiner Junge gewesen. Dadaj – ein merkwürdiger Name, fanden alle, die ihn zum ersten Mal hörten.

Die Endung *daj* bedeutete im Polnischen, rückwärts gelesen, »Gift« – *jad*. Die eingedeutschte Schreibweise »Daddey« kannte Kuba von seinem Opa Kostek wie auch die Übersetzung dieses Namens aus dem Altpreußischen: Dadaj hieß bei den Westbalten »Milch«. Und der See sei angeblich eine von Göttern gezeugte, unglücklich verliebte Prinzessin. Mit ihrer Verwandlung sollte nicht sie, sondern ihr über ein Dorfvolk grausam herrschender Geliebter bestraft werden. Diese Legende über die fremde Göttin stammte aus der heidnischen Zeit der Pruzenstämme, die von Kreuzrittern und Polen vernichtet wurden. Was blieb, war ein Märchen, das auch Kuba in der Grundschule zu hören bekam. Die Tatsache, dass die hiesigen Ureinwohner ihren See »Milch« nannten, hatte Kubas Opa darin bestätigt, in Olsztyn ein Teleskop zum Beobachten der Sterne zu kaufen. Kostek Podlich wurde von seinen Kum-

pels ausgelacht – war er doch bisher immer nur ein einfacher Fischer und Bauer gewesen. Er sagte Kuba einmal: »Jetzt verstehe ich endlich, warum Kopernikus bei uns in Warmia gelebt hat – wegen unseres Sees, unserer kleinen Milchstraße in Wilimyl!« Der Hobbyastronom Kostek Podlich starb hochbetagt an einer Wodkavergiftung – friedlich war er am Weihnachtstisch eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht. Seine Frau Renia hielt der Einsamkeit nach mehr als vierzig Jahren Ehe nicht stand und folgte ihm nur wenige Monate später ins Totenreich. All das geschah 1982, kurz nach Kubas Ausreise.

Jetzt verließ er mit seinem C5 Olsztyn und fuhr auf der B16 in Richtung Augustów und Litauen weiter. Er überlegte, welche Strecke er wählen sollte: die kürzere durch den Wald oder die längere über das Städtchen Biskupiec, über die Dörfer Czerwonka und Droszewo, über die Wiesen und Weizenfelder und Hügel, Alleen und Haine. Beide Strecken hatten ihre ganz eigene Verlockung, beide hätte er am liebsten in ein und demselben Moment zurückgelegt, der Erinnerungen wegen.

Die Route über das Städtchen Biskupiec war mindestens zehn Kilometer länger als die durch den Wald. Er wäre etwa eine Dreiviertelstunde später in Wilimyl angekommen, dafür aber hätte er Czerwonka wiedergesehen, den alten Bahnhof und die Bushaltestelle, an der er sich jeden Winter zusammen mit anderen Schülern die Füße und Ohren abgefroren hatte. Der Dadajsee lag in einer gewaltigen Moränensenke, und er würde sie dann einmal umkreist haben.

Die Abkürzung durch den Wald, an die er sich nur mit Mühe erinnerte, war nachts nicht ungefährlich, denn der Sandweg war voller Schlaglöcher, Pfützen und Steine – für manch altes Fahrwerk oder eine Ölwanne so gut wie tödlich –, und jederzeit konnte einem ein Rehbock, ein Hirsch, ein schwergewichtiger Keiler oder ein besoffener Wilderer vors Auto laufen,

und es passierte nicht selten, dass verschreckte Fahrer die Leichen der überfahrenen Trunkenbolde in einem entlegenen Hain vergruben. Außerdem kannte er sich in seinem Großramsaauer Kindheitswald nicht mehr so gut aus, es war damit vorstellbar, dass er sich verfahren würde.

Nach gut zwanzig Kilometern erblickte er am Straßenrand eine Werbetafel mit der Aufschrift »Drei-Sterne-Hotel *Justyna Star* am Dadajsee in Wilimyl«. Das war die Stelle. Hier musste er nach links abbiegen, um auf dem kürzesten Wege nach Wilimyl zu gelangen; er tat es auch und sagte sich laut: »Czerwonka, verzeih mir! Wir sehen uns erst morgen, du mein alter Winterbahnhof!« Im nächsten Augenblick dachte er, wer haut schon hier, in dieser gottverlassenen Gegend, ein Drei-Sterne-Hotel? Und wer hat sich diesen grässlichen Namen ausgedacht? Jedes zweite Motel oder Café in diesem Land heißt *Justyna*.

Zu seiner Zeit, im allmählich zerbröckelnden Sozialismus der frühen Achtziger, als es in den Läden nur Milch, Essig und Brot zu kaufen gab, waren solche bunten Schilder eine Seltenheit. Aber jetzt war die Landschaft fest in der Hand von Zockern, Dieben, Betrügern und Spekulanten, die die Gunst der Stunde zu schätzen wussten. Goldgräberstimmung schlug einem an jeder Ecke entgegen. In jedem Dorf, jeder Stadt. Billige Attrappen abnten Amerikas Straßenwerbung nach, und die Supermärkte trugen ausländische Namen: Tesco, Auchan, Lidl. Was hatten sie hier zu suchen? Von den Jahren, als er, noch Informatikstudent in Gdańsk, für menschlichere Fleisch- und Kaffeeationen und eine unabhängige Gewerkschaft gekämpft hatte, war nichts geblieben: Sein Land hatte eine neue Haut bekommen, ein neues Sternenzelt aufgeschlagen – eine Anfertigung aus Brüssel; es verliebte sich in das

Plastikgeld, in die Macht seiner Ziffern und Buchstaben, die nur für Scanner und Computer einen Sinn ergaben.

Er fuhr mit hoher Geschwindigkeit und musste vor jeder Kurve scharf bremsen. Hundertjährige Linden und Erlen säumten die Straße, und die Sicht war schlecht, weil von den Feldern her träge dichter Nebel geschwommen kam.

In dem Dorf Ramsowo, das unter der Herrschaft der Ostpreußen Groß-Ramsau geheißen hatte und dessen Wortklang Kuba jedes Mal an die berühmten ägyptischen Pharaonen erinnerte, hielt er vor dem Sägewerk, wo sein Vater so manchen Tag verbracht hatte, wenn er Bretter brauchte. Kuba schaltete in den Leerlauf und zog die Handbremse, stieg aber nicht aus. Die Scheinwerfer seines C5 beleuchteten das Betriebsgebäude, das leer stand. Die Fensterscheiben waren eingeschlagen, die ostpreußische, von den Polen bewunderte Dampfmaschine, welche die zahlreichen mechanischen Sägen angetrieben und parallel elektrischen Strom erzeugt hatte, gab es nicht mehr. War sie verschrottet worden? Von Dieben auseinandergebaut und als Alteisen verkauft?

Er fuhr wieder los. Er traute dem Schild »Drei-Sterne-Hotel *Justyna Star* am Dadajsee in Wilimy« und seiner Wegbeschreibung nicht, verließ Ramsowo, das Dorf der arbeitslosen Holzfäller und Sägewerksarbeiter, und kam auf einem Sandweg in den Wald. Die Erde hier war saftig und fruchtbar, der Sand schmutziggrau und feinkörnig. Moosteppiche und Farmeere bedeckten den Lärchenwaldboden. Es war stockfinster in diesem feuchten Labyrinth. Hinter jedem Baum spukte es, hinter jedem Baum lauerte ein Zuhälter, ein Wilderer, ein Autodieb, eine Hure, ein Mörder oder eine frische Leiche. Kuba musste jetzt seinem sechsten Sinn folgen. An einer Kreuzung standen weitere Schilder, eines wies die Richtung zum Försterhaus, ein anderes zum Hotel *Justyna Star*.

In seinen Gedanken war Kuba schon vor einem halben Jahr nach Wilimy zurückgekehrt, denn in manchen Nächten, sofort nach dem Einschlafen, suchte ihn Marta auf. Sie umarmte ihn und küsste ihn so lange auf den Mund, bis er nach Atem rang. Im Frühling, als diese Träume unerträglich wurden, fasste er den Mut, nach Martas Spuren in Olsztyn, ihrer Geburtsstadt, und in Wilimy zu suchen. Aber es gab noch andere Gründe, nach Wilimy zu reisen.

Er besaß immer noch das Messer, mit dem seine Mutter erstochen wurde. Kuba hatte es in der Hochzeitsnacht, als alles vorbei war und Adelbert sich im Keller die Lunge aus dem Leibe schrie, unter einem der üppig gedeckten Tische gefunden. Er konnte sich daran gut erinnern: Er war wieder der kleine Junge, der mit dem Hemdsärmel das Blut von der Klinge wischte und das Messer vor seinen Großeltern und der Miliz unter seinem Bett versteckte. Kuba hatte es nach seiner Ausreise nie benutzt. Es stammte aus der Armeezeit des Vaters, und die Klinge, gut zwanzig Zentimeter lang, war angeblich nicht aus polnischem oder russischem Stahl gefertigt, sondern aus japanischem, dem besten der Welt. Vergessen und verdeckt lag dieses Prachtexemplar in einem verrosteten Werkzeugkasten im Keller, und als Kuba es wenige Tage vor der Polenreise zufällig wieder entdeckte und sorgfältig reinigte, beschloss er, das Messer nach Wilimy mitzunehmen, um es im Dadajsee zu versenken.

Außerdem konnte Kuba seit einem Monat nicht mehr durchschlafen: Ein sich ständig wiederholender Albtraum plagte ihn fast jede Nacht. Er träumte davon, wie er an einem kalten Winterabend im Dadajsee ertrank. Er deutete den Albtraum als einen Weckruf und sagte sich, er müsse endlich seinen Vater und Tante Ala wiedersehen, mit ihnen sprechen: Beide hatte er seit 1982, fast einem Vierteljahrhundert, nicht mehr

gesehen und gesprochen – eine unüberbrückbare Zeit, in der er die Westberlinerin Franka geheiratet hatte und Vater der Zwillinge Jasmin und Sebastian geworden war.

Es war das erste Mal, dass Kuba den Sommerurlaub ohne seine Familie verbrachte. Doch jetzt, da er mit seinem C5 durch den Wald der sozialistischen Kindheit und Jugend gondekte, schien es ihm nicht mehr von Bedeutung zu sein, ob er in W. glücklich war. Er dachte zwar an seine Zwillinge, auch an seine Frau, er verspürte sogar Sehnsucht nach ihnen, aber er genoss es, allein zu reisen und auf niemanden Rücksicht nehmen zu müssen. Er wollte so schnell wie möglich Tante Ala in die Arme schließen und auf die Wangen küssen, wie der kleine Junge, der er einmal gewesen war, nicht wie einer dieser Männer, die auch Mitte vierzig waren und sich nach zwanzigjährigen Schönheiten umsahen, ihnen in der Kneipe oder im ICE-Speisewagen zweifelhafte Angebote machten, in Gedanken ihre jungen Körper verschlangen und sich schließlich als Opfer der Midlife-Crisis stilisierten. Kuba war wieder auf der Flucht, wie 1981, als er sich mit Marta in Wilimys versteckt hatte, vor den Soldaten Jaruzelskis. Ein Provisorium war dieses lausige Versteck gewesen, ein Provisorium wie der Garten Eden.

Er entschloss sich auch deshalb, nach Wilimys zu fahren, weil er seine Nerven nicht mehr im Griff hatte: Ich will meiner Familie nicht mehr den Atem nehmen, so wie sie mir in all den Jahren unseres Zusammenseins oft den Atem genommen hat, dachte er, bevor er den Entschluss seiner Frau mitteilte. Er musste mit seiner Familie Frieden schließen – er wurde wegen jeder Kleinigkeit wütend und schrie. Jasmin und Sebastian, die dreizehnjährigen Zwillinge, heulten, und Franka drohte ihm mit schlimmen Konsequenzen. »Wenn es dir irgendwie helfen sollte«, sagte sie, »fähr hin, besuche deinen

Sve und lass dir dort mit allem Zeit, hoffentlich wird's dir dann besser gehen, wenn du wieder zu uns zurückkommst.« Konnte er diesem Friedensangebot trauen? Er hatte Franka so vieles verheimlicht. Sie wusste nicht einmal, wer Marta war; als er Franka kennen lernte, erklärte er ihr feierlich und später jedem Neugierigen, seine ominöse Bauchnarbe stamme von einem Unfall auf dem Truppenübungsplatz von Bartoszyce, aus der Zeit, als er in der Volksarmee seinen Wehrdienst geleistet habe. Kuba liebte seine Frau einst sehr, vielleicht sogar noch mehr als die Kinder, doch mit dem Land, das ihn als einen Aussiedler des untergegangenen Dritten Reiches friedlich aufgenommen hatte, führte er eine Zweckehe, lange Zeit sehr erfolgreich, bis die Träume von den erstickenden Küssen Martas und vom Ertrinken auftauchten – und das Messer von seinem Vater.

Außerdem brauchte er dringend ein bisschen Erholung von seinem Job. Er hatte in W. eine gute Stelle, er arbeitete in einem Rechenzentrum, in dem die Herkunftsdaten sämtlicher Zuchttiere Deutschlands gespeichert wurden – Namen, Ohrmarkennummern, Milch- und Fleischeigenschaften, aktueller Standort *et cetera*. Abgang bedeutete »verendet«, Zugang »Neugeburt«. Das Rechenzentrum war eine Art virtuelles Schlachthaus. Er, der Diplominformatiker, verdiente genug, und trotzdem passierte es ihm zwei-, dreimal im Jahr, dass er im Supermarkt eine Pulle Wodka mopste (den teuersten, Finlandia oder Absolut). Er konnte sich nicht erklären, warum er das tat, und fand es albern anzunehmen, es sei ein alter Reflex, weil er als Sechstklässler in regelmäßigen Abständen Süßigkeiten oder ein Fläschchen *Trup-Cola* in dem einzigen Lebensmittel-laden Wilimys gestohlen hatte. Vielleicht versuchte Kopernik, der in seinem Bauch so viele Jahre gewohnt hatte, mit ihm Kontakt aufzunehmen, indem er ihn aufforderte, den Wodka

zu stehen. Flüsterte er Kuba nicht zu, ich bin durstig, Brüdern, sehr durstig? Hörte Kuba nicht gelegentlich Koperniks Stimme? Oder wer sprach da in seinem Bauch?

Im Büro begann er, Kollegen aus seiner Abteilung, deren Leiter er war, zu beschimpfen, wenn sie Fehler begingen – Fehler, für die er Verantwortung übernehmen musste. Er glaubte, ihre Dummheit erkannt zu haben, die auch jahrelang seine eigene gewesen war. Er sah plötzlich, dass es ihnen nichts ausmache, in einem virtuellen Schlachthaus zu arbeiten. Jedes Tier aus der Massenzucht bekam eine Art Code, eine Fahrgestellnummer wie ein Auto, und war damit nichts weiter als ein industrielles Produkt, mit dem man einen Gewinn erzielen wollte.

Manchmal dachte er: Wenn du begreifst, dass du dich eines Tages für immer von der Sonne verabschieden musst, wenn du also weißt, dass du dich allmählich an deinen eigenen Tod gewöhnen musst und an den deiner Frau, und wenn du vor allem weißt, dass sich alles ständig wiederholt, dass es alles schon so viele Male gegeben hat – vom ersten Feuer, von Menschenhand angezündet, bis zu den Apollo-Raketen –, fängst du an, aus vollem Hals über dich selbst zu lachen, und wenn du ein pflichtbewusster und zu jedem freundlicher Atheist bist, möchtest du wieder in den Bauch deiner Mutter zurückkriechen und deine eigene Geburt möglichst lange hinauszögern, und wenn du gläubig bist, verdammst du die Weltlichkeit und wartest auf himmlische Wunder und Zeichen, auf das Erscheinen deines Erlösers, der dir deine Sünden vergibt, doch du willst nicht mehr betrogen werden, weder von irgendeinem Gott noch von irgendeiner Gewerkschaft oder Partei, du hast nämlich erkannt, dass nichts wichtig ist und dass nicht einmal die Bücher, die du auf Empfehlung deines besten Freundes so gern nach Feierabend in deinem virtuellen

Schlachthaus gelesen hast, dir helfen und dich und deine Familie retten können; dann hast du endlich begriffen, wie dünn deine Bergluft geworden ist, und dann betrinkst du dich und achreibst plötzlich deinem besten Freund eine E-Mail, und es ist dir auf einmal egal, ob er dich versteht oder nicht: »Hier oben, wo ich leben muss, ist die Luft dünn, und es gibt hier nur Feinde und Opfer. Selten kommt ein Gast vorbei, der dich liebt, der mit dir das Brot und den Wodka teilen will. Du bist im Himmel und denkst: Es ist die Hölle.«

Aber nun freute er sich auf die Begegnung mit Tante Ala. Vielleicht besaß sie die Medizin, die er brauchte. Schließlich war sie die Schwester seiner Mutter, und Ala hatte Kuba in einem Brief geschrieben, er solle sie besuchen, zumal sie ihrem Schwager, Kubas Vater, die Mordtat längst verziehen habe.

Wojteks Lied

Ala hatte ihm am Telefon versprochen, einen Voraustrupp zu schicken, der ihn kurz vor Wilimny aufspüren würde. Es sollten zwei Männer sein, etwa so alt wie sie selbst, Mitte sechzig, sie würden Tarnjacken der Volksarmee und Gummistiefel tragen und Baseballmützen.

Für hatte Glück und kam zu der kleinen *kapliczka*, der Kapelle mit der Skulptur der Gesegneten Jungfrau Maria, und erblickte tatsächlich am Wegesrand zwei ältere, altmodisch gekleidete Typen, die mit den Armen in der Luft herumfuchtelten. Ihre Laune war nicht die beste, als sie seinen Cs in der Dunkelheit anhielten: Sie leuchteten mit einer Taschenlampe Kuba ins Gesicht, nachdem er zuvor das elektrische Fenster heruntergelassen hatte, und fragten: »Kuba Dernick! Bist du Cs?«

»Halt's Maul, du Säufel!«, empörrte sich seine Tante. »Kuba war damals ein kleiner ahnungsloser Bengel. Ich hab's Adalbert außerdem längst verziehen, und was er mir angetan hat, hat er auch sich selbst angetan!«

Wojtek begann, leise ein altes Lied zu singen:

»Wodka und Messer,
Warmia und Masuren,
Würmer und Menschen!
Mein Hornissenland!
Wälder und Moränen,
Wasser und Monde!
Mein stacheliger See,
der du immer Sommer
und Winter heißt!«

Während Wojtek weitersang, kreisten Kubas Gedanken unaufhörlich um Marta, und der Schnaps zeigte allmählich seine verheerendste Wirkung, Kuba wurde melancholisch-anhänglich: Du mein Mädchen – ich bin wieder da, bei dir! Und du wirst nie mehr wieder allein sein! Das verspreche ich dir! Ich bin zurückgekommen, zu deinen Lenden und Augenbrauen und Wimpern zurückgekommen! Vergessen konnte ich dich nie! Wie denn auch?

Wojteks Lied nahm kein Ende:

»Wodka und Messer.
Weiber und Männer.
Wasser und Moränen.
Wälder und Menschen.
Warmia und Masuren.
Weiden und Monde.

»Meine stacheligen Mädels!
Winter und Monate.
-duj, da-daj!«

Wie verschwindet man aus unserer Welt, fragte sich Kuba nach dem letzten Glas Schnaps, und wie behält man dabei seinen Körper, damit man weiterleben kann? Und wohin soll man flüchten? Er konnte nach Wilimj fahren, klar, in sein Elternland in Warmia und im Dadajsee schwimmen gehen und ersaufen und über dem Grund des Sees treiben, mit einem hungrigen Aal im Bauch. Aber was würden andere an seiner Stelle tun? Sein bester Freund Toni oder Franka zum Beispiel?
Nicht, der ahnungslose Bengel, kann mich an jenen Abend, da dem meine Mutter getötet wurde, bestens erinnern, aber ich möchte heute darüber nicht sprechen – ein anderes Mal«, sagte Kuba fähig. »Jetzt hole ich aus dem Auto meinen Koffer und die Überraschung – ich hab sie vor lauter Aufregung völlig vergessen! Verzeiht mir!«
Welche Ruhe, welche Stille, empfand er, als er draußen war und sich die allerletzte Zigarette anzündete. Er blieb vor seinem Wagen lange stehen, schaute sich mehrmals um, weil er sich beobachtet fühlte, aber da war niemand in der Nacht, außer Katzen und Igel, die auf leichte Beute lauerten. Seine Nase drückte, er pinkelte in einen Fliederbusch am Kuhstall und sagte sich, alles wird gut! Er wusste, dass diese Nacht für ihn kurz werden würde. Und für einen Augenblick vergaß er, dass er sich auf allem, vertrautem Terrain befand. Jetzt ging es nur noch um eines: die Nacht schlagen, jedwede Erinnerung unterdrücken, das Grillenzirpen auf den Wiesen ausschalten, das Brummen des Transformators an der Straße, das Gurren der Schweine, den Kampf gegen die Nacht und ihre Ruhelo-

Winfrieden, den Eingang in eine bessere Welt. Auf dem Park-
platz standen zwei Reisebusse und gut zwanzig Autos, die
meistens deutschen oder russischen Kennzeichen; Franzo-
sen und Holländer waren aber auch dabei: Frauenjäger oder
Algerier, der flüssige auf der Suche nach neuen Natur- und
Hintergründen.

Er kam am Touristenbadestrand traf er auf Angler,
die ihre Ruten ausgeworfen hatten. Beim Anblick
der Menschen, die direkt am Ufer wuchsen, ging Kuba das
Herz an. In ihrem Schatten hatte er mit Marta, wenn die
Möglichkeit heiß war, oft gelegen.

Die Wolldecke mitgenommen, breitete sie in der
Kneipe aus und setzte sich auf den Hintern. Die
Menschen um ihn eine Weile argwöhnisch an, bevor sie sich
im Wasser tanzenden Posen konzentrierten.
Die schüßig sie gekleidet waren. Es konnte sich
um Touristen handeln, sondern um arme Fa-
milien von der Hand in den Mund lebten.

Er, einer aus großflächigen Metallplatten zu-
gesetzten Bude, hing ein Schild, das über die
Kaufpreise für Segel- und Ruderboote und Ka-
ten. Die angeketteten Schwimmergeräte für Tou-
ren. Im Wasser, halb am Ufer, aber das tonnen-
schwere Motorboot der Miliz war offensichtlich
da, denn es war nirgendwo zu sehen. Von die-
sen, der sich eines honigfarbenen Sandes wie am
Strand rühmen durfte, konnte man zu den fünfzehn
Motorbooten fahren oder rudern. Und hier ließen sich
die Schritte der Angler oder Wilderer, die bis zur
Küste das Rissloch feststeckten und sich mit letzter Kraft
abwärteten, am lautesten hören.

Der See gab keinerlei Geräusche von sich. Die Wellen waren
ruhig, und die Sonne stieg mit großer Geschwindigkeit im-
mer höher, bald strahlte sie direkt über den Inseln; die spär-
lichen Wolken trieben langsam am Himmel, es würde ein glü-
hendheißer Sommertag werden, wie gestern. Kormorane,
Kraniche und Möwen flogen zu den Inseln und planschten in
ihren Uferwassern. Im Schilf wälzten sich Hechte und Barsche,
die im richtigen Moment dem Kleinfisch nachstellten.

Kuba musste sich ohne Zigaretten der Kontemplation hin-
geben, was nicht so einfach war. Immerhin ließ er sich nicht
von der Illusion verführen, dass er sich mit Tante Ala und ih-
rem Freund gut verstehen würde. Er hatte den Eindruck, in
ihr Leben wie aus dem Nichts hineingeplatzt zu sein, trotz des
Briefes von Ala und ihrer Einladung nach Wilimy. Er war sich
auch gar nicht sicher, dass sie ihn akzeptieren und drei Wo-
chen lang fürstlich beherbergen und umhengen würden, nur
weil sie alle drei durch familiäre Bande zum Zusammenhalt
verpflichtet waren. Und nun saß er da und sah hinüber zum
anderen Ufer, wo dort in Najdymowo der alte Mann Adelbert
Dernicki lebte.

Mein Vater ist ein Idiot, flüsterte er vor sich hin und grientete
dabei, dieser See produziert Idioten am laufenden Band, und
demzufolge muss auch ich einer sein. Meine ermordete Mut-
ter war Polin. Meine Eltern kenne ich kaum: Ich weiß mehr
über die Geschichte meines Landes, ja, mehr über die Entste-
hung und den Aufbau des Weltalls als über meine Eltern – *Per-
kunis* (Schöpfer der Sterne), *Potrimpos* (Schicksalsverwalter)
und *Patollos* (Todesfürst), die Götter der Pruzenstämme, der
Barten und Natanger, haben es mir nicht vergönnt, mit mei-
nen Eltern eine nähere Bekanntschaft zu schließen, ge-
schweige denn ihre Liebe oder ihren Hass zu begreifen. Dadaj
ist also meine wirkliche Mutter und zugleich mein wirklicher

Vater. Und es wäre so einfach, hier zu bleiben, in Alas Haus zu wohnen, mit Wojtek jede dritte Nacht loszufahren und die Stell- und Treibnetze einzuholen; man fängt in diesem See vor allem Kleine Maränen, Schleien, Aale und Brassen, und die Kleine Maräne und der Aal schmecken am besten geräuchert. Es gibt nur noch eine Fischerei, die in Najdymowo – unsere in Wilimij ist Pleite gegangen. Aber ich kann nicht, ich will nicht, ich werde nicht schon wieder flüchten und ein neues Leben anfangen, das in Wilimij das alte sein würde. Franka und meine Firmenkollegen würden mich auslachen: Kuba Dernicki ist jetzt Fischer in *Masuren*. Irgendwann würde ich dann heiraten, weil ich eine Dirne aus dem Dorf geschwängert hätte, naturgemäß im Suff. Aus deren Augen würde mich die derbste Dummheit, die unter hiesigen Menschen weit verbreitet ist, anschauen, gegen die der Blick der Gänse oder der Kühe ein Blick der Weisen dieser Welt wäre: Die klugen Mädchen sind längst abgehauen, in eine Großstadt oder ins Ausland. Und ich müsste dann nur so viel Geld verdienen, um mir den Wodka leisten zu können. Und nichts würde mir wichtig erscheinen, nichts, gar nichts mehr erschiene mir wichtig, nicht einmal die Angst vor dem Tod, denn ich wohnte dann in der totalen Langeweile, in der es Fisch, Wodka, Wasser, Wald und brutalen Sex nur noch geben würde. Eines Tages müsste ich natürlich das Hotel *Justyna Star* in Brand stecken, um den schleichenden Einzug der Zivilisation in mein Dorf zu stoppen. Die Geseignete Jungfrau Maria würde mir jede Missetat verzeihen, die Heilige Rita die unmöglichsten Wünsche erfüllen, der Heilige Quirin mein Vieh vor Krankheiten bewahren. Ich stürbe an Langeweile – Freunde? Liebe? Franka und die Kinder? Vergessen, vergessen, schnell vergessen. Und keiner in Wilimij wollte dann so leben, wie ich es mir hier und jetzt ausmale. Irgendwann verstießen mich selbst die hartnäckig-

ten Säufer, steinigten mich, jeder Straßenkötter wäre ihnen angenehmer als ich, jede verflixte, in den Dörfern wild umherstrennende Katze, und meine neue Frau würde nur eines herbeisehnen: meinen baldigen Tod.

Kuba überlegte, ob er ins Wasser springen und ein paar Meter im Becken für Erwachsene schwimmen sollte. Er war kein Tourist, der nicht wissen konnte, dass der Dadajsee gefährlich ist. Einfach so ins Wasser gehen, durfte er also nicht. Es musste ein passender Augenblick kommen. Zur richtigen Zeit und an richtiger Stelle würde er endlich im Dadajsee schwimmen. Er war jedes Mal, wenn er Sommerfrischlern beim Baden zuschaute, über ihren Leichtsinn entsetzt. Die meisten, vor allem Teenager und junge Männer, wollten zeigen, dass sie gute Schwimmer waren, und sie sprangen, ohne sich vorher abzukühlen, sofort in die kalten Fluten. Für sie war das Baden kein heiliges Ritual.

Er stand auf, rollte die Wolldecke zusammen und ging zurück nach Hause, wo er sich wieder für eine Stunde hinlegte.

★

Später, als er Ala auf dem Hof begegnete, die ihre Frühstückspause im Hotel zum Melken der Kühe nutzte, ließ sie ihm von der verehrten Direktorin ausrichten, dass im *Justyna Star* am Abend eine Hochzeit gefeiert werde, zu der er herzlich eingeladen sei. Kuba antwortete, er habe keine Lust, er würde lieber mit Wojtek oder mit irgendjemand anderem aus dem Dorf plaudern, egal, über was für ein Thema, doch ein Hochzeitsfest in diesem grässlichen Hotel, das von Neureichen aus Kaliningrad, Rentnern aus Rostock und Jungfamilien aus Warschau bestürmt werde, möge sie ihm bitte ersparen.

Der Bürgermeister bedankte sich für das Gespräch.

»Nächstes Mal lade ich Sie zu einem kleinen Fest auf meine Datsche am Dadajsee ein, und kommen Sie ruhig mal mit Ihrem alten Freund Leszek ...«, sagte er. »Im Garten gibt es sogar ein Jacuzzi-Becken. Mögen Sie das? Ich bin ganz verrückt danach, im sprudelnden heißen Wasser zu baden, vor allem nachts, wenn es draußen richtig kalt wird. Sie liegen im warmen, von unten beleuchteten Becken und schauen sich die Sterne an – herrlich!«

★

Draußen am Marktplatz musste Kuba Alas Freund einen neuen Bericht erstatten.

»Ich habe einen guten Job und brauche kein Geld«, sagte Kuba, nachdem er seinen Bericht beendet hatte. »Und was mir Janusz Król vorschlägt, grenzt an Wirtschaftskriminalität. Er will bloß mein Wissen ... Er kann doch ganz offiziell an meine Firma herantreten. Ich bin mir jedoch ziemlich sicher, dass es ihm nicht nur um ein Bombengeschäft geht. Seine Partei erhebt den Anspruch, ein heiliger Ritterorden zu sein. Sie wollen Seelen, die ihrer Meinung nach rein und unschuldig sind, die ein weißes Hemd tragen, kaufen und vollständig besitzen. Dabei haben sie selbst schmutzige Hände: Der Bürgermeister soll auch ein Mitarbeiter der sb gewesen sein, zumindest hat Kazimierz das behauptet.«

»Das ist gelogen. Genau das Gegenteil ist wahr: Kazimierz war ein Informant oder gar ein Mitarbeiter der sb. Der Bürgermeister kann nicht lügen. Seine Partei lügt nicht.«

»Mir ist noch etwas eingefallen. Weißt du, wo Maciek einen Schlafplatz hat, wo ich ihn antreffen könnte?«

»Ja. Im Wald. Er versteckt sich im Wald. Er lebt mit einer Nutte zusammen, die er als seine Schwester ausgibt. Wenn du willst, zeige ich dir sein Versteck im Wald. Nicht einmal der Förster kommt mit seinen Arbeitern dahin. So abgelegen ist das Versteck.«

Der Pelzmantel, die Ostfront und so weiter

Kuba setzte Wojtek in der Fischerei von Najdymowo ab. Er selbst mochte in Najdymowo nicht aussteigen, im Dorf der Ostpreußen und Lutheraner, in dem auch Ukrainer und Juden gelebt hatten. Wie es heute um sie bestellt war, konnte Kuba nicht beurteilen. Die Masuren gab es praktisch nicht mehr, und die große »Neue Synagoge« von Olsztyn, eine Replik der Wiener Tempelgasse, war nur noch auf bräunlichen Fotos zu betrachten, und diejenigen Ermländer, die wie sein Vater nie von einem besseren Leben in Westdeutschland geschwärmt hatten, waren keine Deutschen mehr, sondern Bewohner eines wiedergeborenen polnischen Staates auf dem heidnischen Pruzzengebiet der Natanger und Barten. Und trotzdem war ihre Heimat das weiße Niemandsland aus Kubas Albträumen. Buchten, Wälder und Seeufer, Städtchen und Nester der von der Weltgeschichte Angespuckten. So ein Angespuckter hatte Kuba nie sein wollen.

Das Haus seines Vaters war nicht weit entfernt von der Fischerei und dem Dorfzentrum. Kuba musste sich eingestehen, dass er neugierig war, wie sein Vater aussehen mochte. Und er fürchtete sich ein bisschen davor, ihm zu begegnen. Vielleicht war das auch der Grund, weshalb er morgen noch einmal nach Najdymowo fahren wollte, mehr oder weniger aus einem offi-

ziellen Anlass. Eine zufällige Begegnung mit Adelbert wäre ihm unerträglich gewesen. Einmal, erinnerte er sich, und es war eine dieser wenigen Erinnerungen, die ihm aus der Kindheit bis heute präsent waren, einmal hatte sich der Vater auf dem Basar in Olsztyn einen Pelzmantel gekauft. Eines Abends, nachdem Adelbert wie gewöhnlich eine Flasche Wodka mit seinen Kollegen aus der Fischerei geleert hatte, zog er den neuen Pelzmantel an, knöpfte ihn zu, verschränkte die Arme, schlug sich selbst auf die Schultern, fing an zu weinen und sagte durch seine Tränen: »Es ist mir so kalt! So kalt!« Er heulte und beklagte sich darüber, dass ihm seine Eltern, als er ein schulpflichtiger Junge gewesen sei, nicht einmal eine Winterjacke gekauft hätten – im Winter habe er drei Pulllover übereinander anziehen müssen, und so eingemummt sei er jeden Morgen in die Schule gegangen. Adelberts Mutter war 1957 in die DDR ausgereist, zu ihrer Schwester. Der Ausreisetrug für ihren Sohn war abgelehnt worden. Sie hoffte, Adelbert würde irgendwann zu ihr stoßen, doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Sie gründete in einem Dorf in Mecklenburg-Vorpommern eine neue Familie. Sie heiratete einen Schaffner. Adelberts Vater hatte sich dann in Najdymowo zu Tode gesoffen – seine Frau war vor ihm deshalb geflohen, weil er angeblich kein Mensch, sondern ein Ungeheuer gewesen sei und sie andauernd verprügelt habe. Die Ostfront sei daran schuld gewesen, die Ostfront, schimpfte Adelbert, wenn er mal auf seinen Vater zu sprechen kam, und es sei ein Wunder, dass dieser Mann, ein einfacher Soldat und ein alter Fischer, den Krieg überhaupt habe überleben können. Kuba kannte seine ostpreussischen Großeltern nicht einmal aus einem Fotoalbum. Von ihrer Existenz gab es keine schriftlichen Zeugnisse. Der Krieg hatte sie alle vernichtet. Im Haus seiner ostpreussischen Großeltern, in dem Kuba bis zum Mord an seiner

Mutter gewohnt hatte, gab es Kaffee- und Zuckerdosen aus Metall, die deutsch beschriftet waren – die einzigen Beweise für eine verlorene Zeit.

Ein Messerschnitt zwischen Kinn und Adamsapfel

Auf Tante Alas Hof angekommen, beschloss Kuba, den Abend am Touristenbadestrand zu verbringen. Kazimierz, dem sicherlich das Ergebnis der Unterredung mit dem Bürgermeister nicht gleichgültig sein durfte, würde sich bis morgen oder gar zwei, drei Tage noch gedulden müssen – wie Kuba selbst auch, der zwar darauf brannte, dem Pfarrer von der Erfüllung der Prophezeiung zu beichten, der jedoch seine Kräfte erst einmal ein bisschen schonen wollte: Dem Organismus und Kopf nach dem Überfall maximale Erholung zu geben, war jetzt die oberste Devise.

Ala war nicht da, wahrscheinlich war sie von einer ihrer Freundinnen entführt worden – zum täglichen Rapport und Teetrinken. Er schnappte sich in der Küche eine Umhängetasche, packte ein Buch von Czesław Miłosz, ein Handtuch und eine kühlischränkgeköhlte Flasche Bier ein. Er nahm auch eine Wolldecke mit. Für einen Abend am Wasser war er gut ausgerüstet: Zigaretten, etwas zu lesen und die Wolldecke.

Er hatte Glück, der Touristenbadestrand war völlig leer. Um diese frühe Abendzeit – es war kurz vor 19 Uhr – verzogen sich die Urlauber in ihre Campingwagen und Holzhütten, um fernzusehen, gegrilltes Fleisch zu essen und Bier zu trinken. Rentner, junge Liebespaare und Angler zählten dagegen zu den treuesten Liebhabern der Sonnenuntergänge, und sie ließen sich vereinzelt am Wasser blicken.